

Drei Fragen an...

„Die Bundesregierung spricht über die Wiederaufnahme der Bundesliga und warum es notwendig ist, Biergärten zu öffnen. Über die Herausforderungen für Familien spricht in der Politik fast keiner.“



*Prof. Dr. Nina Weimann-Sandig,
Professur für Empirische Sozialforschung und
Soziologie
[Evangelische Hochschule Dresden](#) (ehs)
University of Applied Sciences for Social Work,
Education and Nursing*

Was ist für Sie und Ihre Arbeit aktuell die größte Herausforderung?

Als Lehrende musste ich alle meine Seminare und Vorlesung auf die digitale Lehre umstellen, das erfordert andere didaktische Vorgehensweisen. Ich muss dennoch versuchen, meine Studierenden gut einzubinden, sensibel für ihre Lebenslagen zu sein, aber zugleich meine Module umsetzen – das ist oft ein Balanceakt. Meine Studierenden sind in Berufsfeldern unterwegs, die seit der Krise extrem gefordert sind – Soziale Arbeit und Erziehung und Bildung in der frühen Kindheit. Die Studierenden erleben, wie herausfordernd ihre Berufsfelder durch die Krise geworden sind und da ist es natürlich nicht möglich, starre Lehre zu machen, sondern man muss immer auch ein Ohr für die Anliegen der Studierenden haben. Als Professorin für Empirische Sozialforschung habe ich aus der Not eine Tugend gemacht: In vielen Forschungsfeldern beforschen wir jetzt die unterschiedlichen Facetten der Krise. Die Studierenden haben mit mir spannende Projekte erarbeitet und sind mit großem Eifer bei der Sache.



Als Wissenschaftlerin im Bereich der Ungleichheits-, Gender- und Familienforschung bin ich zudem extrem gefordert, denn die Krise betrifft genau diese Bereiche: Familien, Frauen und Menschen, die am Rande unserer Gesellschaft stehen. Mit Blick auf Familien hat mir die Krise deutlich gezeigt, dass es „die Familie“ nicht mehr gibt! Es gibt eine Pluralität von Familienformen, die in der Krise und durch die damit einhergehenden Strukturveränderungen manchmal gleich, aber insgesamt doch sehr unterschiedlich gefordert sind. Als Wissenschaftlerin sehe ich mich in der Aufgabe, auf diese Veränderungen aufmerksam zu machen und auch für einen Kurswechsel im politischen Bereich zu plädieren.

Was sind Ihre Hauptaktivitäten und wie können Sie jetzt die Menschen unterstützen?

Im Bereich der Lehre ist mein Hauptanliegen, momentan bei den Studierenden und Kolleg*innen Vertrauen in die Digitalisierung zu schaffen. Ich bin Hochschuldidaktische Beauftragte und habe mich relativ früh mit e-learning und den damit verbundenen Vor- und Nachteilen auseinandergesetzt. Jetzt versuche ich, mein Wissen an andere Kolleg*innen weiterzugeben. Denn: Nicht alles an der digitalen Lehre ist schlecht. Die Studierenden spiegeln, dass sie einen Mix aus Online-Vorlesungen, Aufgaben und Selbststudium gar nicht schlecht finden – allerdings hätten sie ihn gerne als Ergänzung zur Präsenzlehre. Lehre und Wissenschaft leben von Kommunikation, von Diskursivität, von Reaktion und die lassen sich mit digitalen Medien doch sehr viel schlechter herstellen als face to face. Meine Bachelor- und Masterstudierenden sitzen gerade an ihren Abschlussarbeiten und in unseren zweiwöchentlichen Kolloquien merkt man deutlich, wie sehr sie den direkten sozialen Kontakt bräuchten. Sich motivieren, sich trösten, Probleme diskutieren, das geht doch sehr viel besser, wenn man sich direkt in die Augen blicken kann und einander nah ist. Als Lehrende sehe ich es als meine Aufgabe an, dieses Defizit bestmöglich auszugleichen und das ist nicht einfach.

Im Bereich der Wissenschaft kann ich Menschen wohl am ehesten unterstützen, indem ich mit meiner Forschung aufzeige, was in unserer Gesellschaft weniger gut läuft und wo offensichtliche Defizitstrukturen sind. Spannend finde ich, dass in den vergangenen Wochen viele Forschungsk Kooperationen mit Kolleg*innen aus ganz Deutschland entstanden sind. Ich erlebe hier eine große Dynamik. Uns wird immer unterstellt, dass wir uns abgrenzen, weil wir unsere Expertise schützen wollen – jetzt nehme ich eine andere Bewegung wahr. Vernetzung ist wichtiger denn je und Gleiches gilt für das interdisziplinäre Forschen, damit wir einen noch größeren Beitrag leisten können.



Welche Perspektive sehen Sie für Ihre Arbeit?

Die Ungewissheit bleibt auch im Bereich Studium: Werden wir die Studierenden im Herbst in einem Präsenzsemester empfangen können? Ich wünsche mir das sehnlichst, sicher bin ich mir aber keinesfalls. Das bedeutet, dass wir als Lehrende bereits jetzt einen „Plan B“ entwickeln müssen. Wir müssen wiederum digitale Formate vorhalten und sollten gleichzeitig auch darauf gefasst sein, dass im Herbst oder Winter mit Beginn der Grippesaison vielleicht alles wieder ganz heruntergefahren wird, denn niemand kann Grippesymptome wirklich von Covid-19 unterscheiden.

Mir persönlich fehlt nicht nur der Austausch mit Studierenden, sondern auch mit Kolleg*innen, nicht nur an der Hochschule, sondern auch auf Konferenzen und Kongressen. Austausch stimuliert, macht neugierig und lebendig.

Im Bereich der Forschung haben wir viele neue Forschungsthemen durch die Krise, aber dazu muss ich als Soziologin oftmals auch reisen, zum Beispiel um Interviews oder Gruppendiskussionen zu führen oder Beobachtungen zum Beispiel in Einrichtungen der Kindertagesbetreuung oder familialen Settings vorzunehmen. Die Krise hat das bisher nicht erlaubt und solche Einschränkungen fordern uns als Sozialforschende, weil wir neue Erhebungsstrategien entwickeln müssen. Das Interview findet dann eben nicht mehr face to face statt, sondern über Skype oder Telefon. Da müssen wir dann untersuchen, ob das nicht zu negativen Effekten, den so genannten Verzerrungseffekten, führt. Die Krise sorgt also dafür, dass wir manche bewährten Dinge nicht machen können, gleichzeitig entwickeln wir Alternativen. Krisen sind oft also nicht nur Negativmomente, sondern Motoren für weitere Entwicklung. Aber es kostet natürlich gewaltige Anstrengungen!

Mit Blick auf die Themen, die ich beforsche sehe ich, dass sich zum Beispiel Familienverbände jetzt verstärkt formieren und ebenfalls Debatten anstoßen. Das will ich als Wissenschaftlerin mit meiner Expertise gerne unterstützen. Mir fehlt bisher noch eine konzertierte Aktion der Verbände. Die Bundesregierung spricht über die Wiederaufnahme der Bundesliga und warum es notwendig ist, Biergärten zu öffnen. Über die Herausforderungen für Familien spricht in der Politik fast keiner. Gleiches gilt für pädagogische Fachkräfte und Sozialarbeitende, die ihre gesamte Arbeitsweise umstellen müssen und auf etablierte Konzepte der Vertrauensbildung und Beziehungsarbeit mit Kindern, Jugendlichen und anderen Klient*innen nicht mehr zurückgreifen können. Über die Realität unterschiedlicher Familienmodelle wird ebenso wenig gesprochen. Deutlicher als je zuvor haben wir durch die Krise beispielsweise mitbekommen, dass Kinder aus getrennten Familien extrem leiden, wenn es zu Kontaktabbrüchen zu einem Elternteil kommt. Für mich ist das ein klares Signal, dass das alte Residenzmodell nicht mehr das Standardmodell sein sollte. Wir müssen stattdessen über die Doppelresidenz in Politik, den Familienverbänden, der



Rechtsprechung und Wissenschaft gemeinsam nicht nur reden, sondern sie fest gesetzlich verankern – mit allen Implikationen im Steuerrecht, beim Kindergeld, den Sorgerechts- und Unterhaltsregelung und an anderen Stellen. Das ist nur ein Beispiel, denn neue Familienformen wie Regenbogenfamilien, Patchworkfamilien, aber auch Alleinerziehende fordern unsere Gesellschaft heraus und bereichern sie zugleich. Wir sind aufgerufen uns mit diesem gesellschaftlichen Wandel aktiv auseinanderzusetzen. In den letzten Jahren hat die Wissenschaft viele Studien zu diesen Veränderungen geliefert – jetzt braucht es andere gesellschaftliche Player, die diese Ergebnisse aufgreifen und umsetzen.

Vielen Dank für das Gespräch, Frau Weimann-Sandig!